Warum es in Asien keinen Adam Smith gab : Erich Weedes Beobachtungen zur Evolution der Marktwirtschaft in Asien

Autor(en): **Schöttli, Urs W.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **81 (2001)**

Heft 9

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-166525

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Warum es in Asien keinen Adam Smith gab

Erich Weedes Beobachtungen zur Evolution der Marktwirtschaft in Asien

Über den grössten Teil der menschlichen Zivilisationsgeschichte hinweg war Europa aus der Sicht der mächtigen Reiche und grossen Kulturen Asiens nichts anderes als ein entlegener und unterentwickelter Ableger der riesigen asiatischen Landmasse. Erst in den letzten drei Jahrhunderten begann sich das Schicksal zu wandeln. Während der Okzident sich auf die Höhen der industriellen und technologischen Revolution emporschwang, wurde der Orient zum Inbegriff von Zerfall und Dekadenz. Vieles, auch schieres Glück, hat zu dieser Entwicklung beigetragen. Wesentliche Impulse gingen aber von der Wirtschaftsordnung aus.

Urs W. Schöttli *ist 1948 in Basel geboren. Philosophiestudium in Basel. Von 1978 bis 1982 Generalsekretär und von 1983 bis 1994 Geschäftsführender Vizepräsident der Liberalen Internationalen. 1983 bis 1990 Südasienkorrespondent der «Neuen Zürcher Zeitung» in Delhi. 1990 bis 1995 Berater der Friedrich-Naumann-Stiftung in Spanien und Portugal. 1995–1999 Korrespondent der «Neuen Zürcher Zeitung» in Hongkong, ab 1999 in Japan.*

Der moderne Mensch lebt mit und von Schlagworten. In den Siebzigerjahren waren es die «Dritte Welt», der «Brandt Bericht» und der «Club of Rome». Heute sind es die «Globalisierung», das «Weltwirtschaftsforum» und die «Informationstechnologie». Eines ist jedoch so sicher wie das Amen in der Kirche: In wenigen Jahren werden auch die heutigen Schlagworte so veraltet wirken wie heute jene der Siebzigerjahre. Zu den wichtigsten Aufgaben des Zeitkritikers gehört es, seine Zeitgenossen mit geduldiger Hartnäckigkeit davor zu warnen, im Überschwang der Moden und Trends Entscheide zu treffen, die langfristige Schäden zur Folge haben können. Man denke etwa daran, wie der kalte Krieg ausgegangen wäre, wenn in den europäischen Mitgliedsstaaten der Nato die «Tiermondisten» die Oberhand gewonnen hätten, und Italien, Frankreich oder Deutschland nach jugoslawischem oder finnischem Beispiel «blockfrei» geworden wäre.

Heute stehen wir in der Globalisierungs- und IT-Debatte vor einer ähnlichen Herkulesaufgabe, den Sinn vom Unsinn zu trennen. Die Bemerkung, dass dank der Globalisierung alles anders sei als früher, darf in keinem Referat eines trendbewussten Managers, Bankiers oder Politikers fehlen. Aufschlussreich wäre es, in die Köpfe hineinzuschauen und zu sehen, was denn nun so alles unter dem Begriff «Globalisierung» verstanden wird. In den meisten Fällen dürfte sich dabei herausstellen, wie oberflächlich die Kenntnis der Welt bei den Globalisierungsprotagonisten wirklich ist. Im Wesentlichen weiss man, dass heute die Flughäfen, Fünfsternehotels und Shopping Malls von Toronto bis Peking, von Jakarta bis Hamburg gleich aussehen. Doch wie weit und wie tief die sogenannte «Globalisierung» in die verschiedensten Ecken und Enden der Welt vorgedrungen ist, hängt nicht von Beton und Stahl, sondern von den Köpfen und Herzen der betroffenen Menschen ab. Hier liegen denn auch noch Welten zwischen dem, was in den Büroetagen der Anlageberater und Management Consultants so ausgedacht wird, und dem, was sich vor Ort abspielt.

Die immense Vielfalt der asiatischen Kulturen

Vor diesem Hintergrund kommt das Buch «Asien und der Westen» von *Erich Weede* sehr gelegen. Der Text ist überaus dicht und intellektuell sehr anspruchsvoll, sollte aber für jeden, der sich beruflich, wissenschaftlich oder schlicht aus Passion mit Asien befasst, zur grundlegenden Lektüre gehören. Wer Asien bereist hat, weiss, dass die erfolgreichsten Exponenten und Vermittler westlicher Kultur die Jesuiten waren. Im indischen Goa hatten sie sozusagen die Kapitale ihres ausgedehnten asiatischen Netzwerkes, das bis zur Christenverfolgung auch in Japan seine Aussenposten hatte. Weit herum bekannt ist, dass der Erfolg der Jesuiten auf ihrer Politik der Akkulturation, der Auseinandersetzung mit den fremden Kulturen und Religionen vor Ort, beruhte. Ebenso wichtig war indessen, dass die Jesuiten auf der Basis einer festen Überzeugung agierten. Im Falle Weedes wird dem Leser schon auf den ersten Seiten des Buches klar, dass er es hier mit einem überzeugten, sattelfesten Prota-

gonisten der Marktwirtschaft zu tun hat. Im weiteren Verlauf der Lektüre kommt die Erkenntnis hinzu, dass der Autor sich intellektuell sehr intensiv mit Asien auseinandergesetzt hat.

Wenn man die Analysen der grossen Banken und Anlagehäuser der Welt durchblättert und sieht, was da über die Jahre hinweg zu den asiatischen Volkswirtschaften produziert wurde, dann bleibt als allgemeiner Eindruck die Hilflosigkeit der «Experten», jenseits von BIP-Ziffern, Aussenhandelsdaten, Verschuldungsquoten und Inflationsraten etwas inhaltlich Relevantes auszusagen. Weede weiss, dass im Falle Indiens das hinduistische Kastensystem, im Falle Chinas die Prinzipien des Konfuzianismus und im Falle Japans der sicherheitspolitische Hintergrund der *Meiji* Restauration das *sine qua non* für eine umfassende Bewertung der wirtschaftlichen Entwicklung in der Vergangenheit und der Aussichten für die Zukunft sind. Überall, vom Vorderen Orient bis zum fernsten Osten der koreanischen Halbinsel, ist ohne Kenntnis der Ge-



Suzuki Harunobu (1725?–1770). Pflaumenblüten, Farbholzschnitt um 1768. Geschenk Julius Mueller (ehemals Sammlung Heinz Brasch).
Solche Darstellungen, die sinnliche Genüsse und andere Motive aus der Welt des Vergnügens zum Thema hatten, bezeichnete man mit dem Begriff «Bilder einer fliessenden Welt» (ukiyo-e). Ukiyo bedeutet im Buddhismus die fliessende, vergängliche Welt, die als schmerzhaft erfahren wird. Für die lebenshungrigen Bürger jener Zeit, die diesen Begriff mit anderen Schriftzeichen geschrieben positiv umdeuteten, war die «fliessende Welt» ukiyo ein Synonym für irdische Freuden, zu denen in hohem Masse auch die erotischen Genüsse gehörten. Der Begriff ukiyo-e bezog sich zunächst auf den Inhalt von Malerei, Buchillustration und Farbholzschnitt, im Laufe der Zeit aber wurde er im Farbholzschnitt zu einem Stilbegriff, der inhaltlich erweitert jetzt auch die Darstellung der Landschaft und anderer Themen miteinschloss.

schichte, die stets auch die immense Vielfalt der Kulturen und Zivilisationen in den endlosen Weiten Asiens offenkundig werden lässt, eine angemessene Evaluation der Erfolgsaussichten von nationalen Volkswirtschaften nicht möglich. Viele der amerikanischen Ökonomieprofessoren, die im Verlauf der asiatischen Wirtschaftskrise von 1997/98 sich in den asiatischen Konferenzzirkus wie Geier auf ein verletztes Wild stürzten, verschlimmerten mit ihren von jedem Hintergrundwissen ungetrübten Ratschlägen die Situation noch. Man erinnert sich eines amerikanischen Protagonisten von *Currency Board* Systemen, der kurz vor dem Fall von *Suhartos* Regime, der Superkleptokratie Indonesien, anriet, die Zentralbank durch einen *Currency Board* zu ersetzen. Dass die Familie Suharto, die dabei war, ihre Assets vor einer abstürzenden Rupiah ins Trockene zu retten, Feuer und Flamme für diesen Vorschlag war, erregte bei dem amerikanischen Professor nicht den geringsten Verdacht...

Markt und Macht

Europa hat der Welt in den letzten drei Jahrhunderten die einflussreichsten Protagonisten der Freiheit und der Knechtschaft beschert – *Adam Smith, Karl Marx* und *Adolf Hitler.* Ohne den beispiellosen Mut der freiheitsliebenden Völker der angelsächsischen Welt hätten mit grosser Sicherheit die Ideologien der Inhumanität und Sklaverei die Idee der Freiheit besiegt. Dass die jüngste Geschichte Deutschlands auf alle Ewigkeit das Stigma der schlimmsten Barbarei in sich trägt, darf nie und nimmer vergessen werden. Es kommt deshalb nicht von ungefähr, dass die grossen liberalen Ökonomen aus dem deutschen Kulturkreis dem Thema der Macht besondere Aufmerksamkeit geschenkt haben. Erich Weede steht mit seinem jüngsten Buch in dieser Tradition. Die Entwicklung der Marktwirtschaft sieht Weede eng verknüpft mit Machtausübung und Machtkontrolle in der organisierten menschlichen Gemeinschaft. *«Während verfassungsstaatliche Entwicklungen und die Einschränkung obrigkeitlicher Willkür zeitlich vor der Durchsetzung von Kapitalismus und Marktwirtschaft anzusetzen sind, muss die Demokratie zeitlich danach eingeordnet werden.»* Logisch folgt daraus, dass Weede *«in der Existenz einer gegenüber der Politik autonomen Wirtschaft eine notwendige Voraussetzung für die Existenz von Demokratien»* sieht.

Ohne Kenntnis der Geschichte, die stets auch die immense Vielfalt der Kulturen und Zivilisationen in den endlosen Weiten Asiens offenkundig werden lässt, ist eine angemessene Evaluation der Erfolgsaussichten von nationalen Volkswirtschaften nicht möglich.

Ausführlich setzt sich Weede mit der Frage auseinander, weshalb die Marktwirtschaft in Europa und nicht in Asien entwickelt wurde, weshalb mit anderen Worten der Orient keinen *Adam Smith* hervorgebracht hat. Zwei Elemente stechen in dieser sehr geistreichen und sorgfältig dokumentieren Analyse hervor. *«Zuerst städtische Wehrverbände und später die Rivalität der Nationalstaaten haben irrationale innerstaatliche Herrschaftsausübung begrenzt.»* Das Äquivalent zur europäischen Devise *«Stadtluft macht frei»* gab es in den «sultanischen» Riesenreichen und Feudalherrschaften des Orients nicht. Erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts hat sich mit der Massenmigration in die immensen urbanen Ballungszentren Asiens eine ähnliche Entwicklung erkennen lassen. In der Tat macht heute in Schanghai wie in Bombay Stadtluft frei. Die Menschen, die aus dem Hinterland zuwandern, befreien sich nicht nur von bitterer Armut, sondern auch von uralten Abhängigkeiten. Selbst wenn er als Gelegenheitsarbeiter sich auf den Gehsteigen Bombays mehr schlecht als recht durchschlägt, ist ein Mann aus der tiefsten Provinz Westindiens in der Metropole, wo ihn niemand nach der Kastenzugehörigkeit fragt, freier als im heimischen Dorf. Als zweite europäische Besonderheit erwähnt Weede *«die Unterschiede in der Landschaft und damit in den Produktionsmöglichkeiten»,* die frühzeitig eine *«interregionale Arbeitsteilung angeregt»* haben. Für einmal hat sich hier die Kleinräumigkeit Europas, die diesem Kontinent in kriegerischer Hinsicht soviel Unheil beschert hat, als Positivum herausgestellt.

Ein besonders interessanter Aspekt, den Weede im Zusammenhang mit dem Thema «Markt und Macht» herausarbeitet, und der für alle, die für die Anliegen der Marktwirtschaft sich in den Entwicklungsländern nicht allein aus ökonomischen, sondern auch aus sozio-politischen Gründen einsetzen, von grossem Wert ist, betrifft die Bedeutung des Markts für Minderheiten. Wer kann, sofern er die Welt mit offenen Augen und ohne ideolo-

gische Scheuklappen wahrnimmt, nicht Weedes Satz *«von politischen Entscheidungen profitiert nur, wer zur herrschenden Klasse oder Rasse gehört»*, mit unzähligen Beispielen aus allen Teilen der Erde, insbesondere aber aus den Schwellen- und Entwicklungsländern belegen! Ein Schlüsselsatz in Weedes Buch lautet denn auch zutreffend: *«Im Tausch auf dem Markt kann jeder profitieren, der irgendeinen Partner findet, der freiwillig mit ihm Vereinbarungen trifft. Gerade Minderheiten sind auf dem Markt immer besser als bei politischen Entscheidungen in der Lage, ihre Interessen zu verfolgen.»*

Vom Islam bis Nippon

Ein sinnvolles Gespräch mit reformbereiten chinesischen Intellektuellen lässt sich in den wenigsten Fällen mit dem Ultimatum westlicher Überheblichkeit beginnen, die da für die Modernisierung des Reichs der Mitte die Einführung einer Mehrparteienlandschaft als *Conditio sine qua non* dekretiert. Viel fruchtbarer ist es, sich auf das Thema von Rechtssicherheit und Rechtsstaatlichkeit zu konzentrieren. In zahlreichen Auseinandersetzungen mit Chinesen hat man wiederholt Zustimmung gefunden, wenn man den Grundsatz des römischen Rechts *«pacta sunt servanda»* zur Grenzlinie zwischen Barbarei und Zivilisation erklärt hat. Solange es in China keinen Rechtsstaat gibt, ist das Leben für seine Bürger ebenso prekär, wie die Rahmenbedingungen für ausländische Investoren ungewiss bleiben müssen. Rechtsunsicherheit ist der wichtigste Grund, weshalb arme und rückständige Länder in ihrer Armut und Rückständigkeit verharren. Noch so grosszügige Entwicklungshilfe wird unter solchen Umständen nichts anderes bewirken, als dass die kleptokratischen Eliten noch reicher und die Masse der Armen noch ärmer werden. *«In vielen Ländern der Dritten Welt sind die Eigentumsrechte dank politischer und administrativer Willkür so unklar und so schwer zu etablieren, dass grosse Teile der Bevölkerung in den informellen Sektor und in die Schattenwirtschaft abgedrängt werden.»*

In einem breiten Bogen reicht Weedes Buch von der islamischen Welt bis nach Nippon. Weede ruft die ernüchternde Wirklichkeit in Erinnerung, dass zwar *«fast jeder fünfte Bewohner der Erde Muslim»* ist, dass aber die Muslime *«nur knapp sechs Prozent des Welteinkommens kontrollieren»*. Man könnte sich in diesem Zusammenhang das Verdikt des Autors, dass als Gesellschaften die islamischen Länder *«nicht besonders erfolgreich»* sind, durchaus etwas schärfer vorstellen. Der Leistungsausweis der islamischen Eliten ist nichts anderes als katastrophal, insbesondere auch wenn man bedenkt, über welch immense natürliche Ressourcen ein guter Teil der islamischen Welt verfügt. Mit der richtigen Feststellung, dass die grössten Hindernisse für die Modernisierung der islamischen Gesellschaften *«bei der Gedankenfreiheit und damit in der Wissenschaft»* liegen, trifft Weede den Nagel nicht nur auf den Kopf, es unterstreicht auch sein enzyklopädisches Wissen, das sich nicht allein auf konventionelle ökonomische Faktoren beschränkt. In der Tat kann man das Verhängnis der Entwicklung islamischer Gesellschaften schon relativ früh nach einem überaus erfolgreichen Start, der Europa die Erhaltung eines grossen Teils des antiken Geistesguts ermöglicht hat, bei der Aufhebung der Trennung von institutionalisierter Religion und Staat ausmachen.

Solange es in China keinen Rechtsstaat gibt, ist das Leben für seine Bürger ebenso prekär, wie die Rahmenbedingungen für ausländische Investoren ungewiss bleiben müssen.

Eine Herausforderung besonderer Art an jeden, der asiatische Zivilisationen mit griffigen Formeln zu erfassen sucht, ist Indien. Die Indische Union ist in jeder Hinsicht, von den geographischen Dimensionen über die Bevölkerungsgrösse bis hin zu der Vielfalt der Ethnien, Sprachen, Kulturen und Religionen, die sie beherbergt, ein Kontinent für sich. Seit die Indische Union 1947 aus dem ehemaligen Britisch Indien erstanden ist, ist ihrem nationalstaatlichen Zusammenhalt wie ihrer Demokratie immer wieder der baldige Zusammenbruch prognostiziert worden. Dem setzt Weede zutreffend entgegen: *«Es gibt kein vergleichbar armes und linguistisch-kulturell vergleichbar heterogenes Land auf der Erde, das so dauerhaft und stabil demokratisch war.»* Der indische Nobelpreisträger *Amartya Sen* hat in wegleitenden Untersuchungen die Hintergründe dieses Phänomens erläutert und in überzeugender Weise all jene Stimmen widerlegt, die insbesondere auch mit wohlwollendem Seitenblick auf den Mao-

ismus, Demokratie als Luxus und Armutsbekämpfung zur Priorität gegenüber Menschen- und Bürgerrechten erklärt haben. Zutreffend stellt Weede fest, dass dem unzweifelhaften politischen Erfolg der indischen Eliten, das Riesenreich ohne die Exzesse des Maoismus, Kommunismus oder Nationalsozialismus beisammen gehalten zu haben, gravierende wirtschaftliche Defizite gegenüberstehen. *«Die unbefriedigende Wirtschaftsentwicklung in Indien ist nicht auf unzureichendes Sparen und zu wenig Investitionen zurückzuführen, sondern auf unzureichende Produktivität.»* Es weist diese nachteilige Entwicklung, an der seit den Achtzigerjahren mit unterschiedlichem Erfolg und unterschiedlicher Intensität Reformen angebracht werden, auf die Gründung der Indischen Union und die starke Prägung der ersten politischen Führung des Landes durch den Fabianismus, aber auch auf die während des kalten Kriegs noch akzentuierte fatale Diffamierung der Marktwirtschaft als westlicher Imperialismus zurück.

Der offenkundige Bankrott des Kommunismus, der sich auch durch die Formel des *«Sozialismus mit chinesischem Gesicht»* nur mangelhaft verdecken lässt, geht in China einher mit einer Neubewertung des Konfuzianismus. Es bestätigt sich damit die grosse Kontinuität, die es in der chinesischen Kultur ungeachtet aller politischen und sozio-ökonomischen Brüche über alle Dynastien hinweg gibt. Im Zentrum des Konfuzianismus steht die Familie. Er bedarf keiner Tempel, keiner Priesterschaft, keiner Dogmatik, sondern nur einiger Prinzipien, die das Verhältnis zwischen den einzelnen Familiengliedern regeln. *«Das Idealbild des Herrschers»*, so Weede, *«ist das eines fürsorglichen Vaters.»* Daraus entwickelte sich das Konzept vom *«Mandat des Himmels»*, das auf der einen Seite der chinesischen Geschichte eine revolutionäre Komponente verliehen hat – die Bauerndynastie, die von *Mao* gegründet wurde ist nur die jüngste in einer ganzen Reihe von revolutionären Umwälzungen in der langen chinesischen Geschichte. Zum andern hat ein rigide kontrolliertes Gesellschaftsgefüge, in welchem die innerfamiliäre Solidarität die zentrale Rolle spielt, die Entwicklung eines freien Unternehmertums verunmöglicht. Dies hängt nicht nur mit dem geringen Prestige zusammen, das die Kaufleute in der sozialen Hierarchie Chinas traditionell haben, sondern eben auch mit der Tatsache, dass in einem politischen System, das sozusagen auf der Willkür des Paterfamilias (des Kaisers oder des grossen Vorsitzenden) beruht, sich keine verhältnismässig unabhängigen Institutionen wie Adel und Klerus, aber auch nicht ein Kodex mit unveräusserlichen Rechten des Individuums entwickeln konnten.

Der offenkundige Bankrott des Kommunismus, der sich auch durch die Formel des «Sozialismus mit chinesischem Gesicht» nur mangelhaft verdecken lässt, geht in China einher mit einer Neubewertung des Konfuzianismus.

Im markanten Gegensatz zu China konzentriert sich die Loyalitätspflicht in der japanischen Gesellschaft nicht auf die Familie, sondern auf den Herrscher. Wie Indien die simple Formel, dass eine stabile Demokratie nicht mit Massenarmut koexistieren kann, widerlegt, so steht der Sonderfall Japan dafür, dass der Anschluss an modernste Technologie und Produktion sowie der Aufstieg zum zweitreichsten Land der Welt keine Prärogative des Okzidents ist. Unter den von Weede erhellten Hintergründen dieser aussergewöhnlichen Entwicklung sind zwei besonders aufschlussreich: Zum einen stellt Weede fest, dass die japanische Revolution, die mit dem in der neueren Zivilisationsgeschichte beispiellosen Quantensprung der Meiji Restauration einsetzte, eine *«Revolution von oben»* war und die *«massenhafte Zerstörung von Menschen und Institutionen vermieden»* hat, welche die Französische Revolution, der Bolschewikenputsch in Russland und die Machtübernahme der Kommunisten in China zur Folge hatten. Zum zweiten weist Weede darauf hin, dass die wirtschaftliche Erneuerung Japans nach dem Ende des Schogunats, das *«durch die sichtbare Überlegenheit des Westens»* delegitimiert worden war, *«sicherheitspolitische Ziele»*, nämlich die *«Erhaltung der nationalen Unabhängigkeit und später den Grossmachtstatus für Japan»*, hatte. Es gilt – und hier spannt sich der Bogen zur Aktualität – diese Zielsetzung auch bei der Evaluation der Chancen und Risiken der derzeitigen Reformbemühungen in Japan im Hinterkopf zu behalten. ◆

Erich Weede, Asien und der Westen. Politische und kulturelle Determinanten der wirtschaftlichen Entwicklung. Nomos Verlagsgesellschaft. Baden-Baden, 2001.